Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 17

Artikel: Erinnerungen an den Zürichsee
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670525

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Herr Ludwig heiter: „Weg mit dem Holz, lieber Herr Lehrer, fragt ums Leben nichts und sagt nichts dazu und rechnet dort ruhig am Heustock weiter. Ich habe schon gerichtet. Ohne Stecken! Nur nicht immer den Stecken voran! Unblutig! Ja, das heißt... Tinte wurde vergossen... da seht, Manschetten... Schnupftücher... Meine Schuld...! Kann ich's da lassen? Will Ihr Seppeli mir das Zeug vielleicht waschen? Bringt es so was heraus?"

„O sicher, gerne, gerne," versetzte Lehrer Beat dienstfertig.

„Also, wo habt ihr euere Nastücher?" wandte sich Herr Ludwig an die vier, fünf Mitgeschwärzten.

„Hier, hier!"

„Gebt sie her! Das brave Seppeli wäscht alles mitsammen."

„Gerne, gerne," wiederholte Beat etwas gepreßter und geleitete den Geistlichen zur Türe.

„Und so putzt Jungfer Seppeli unsere schmutzigen Lumpen," rief Herr Ludwig nochmals in die Schule hinein, „und ihr bedankt euch schön. Aber die Tintenkleckse da drinnen," er klopfte auf seine überaus flache Brust, „die haben wir heut hoffentlich schon alle weggekratzt."

„Jawohl," rief mit seiner Silberstimme Johannes für alle andern.

Und wahrhaft, uns schien, es habe jemand aus dem Schönschreibheft unserer Seele alle Flecken wegradiert. Und warum wäre der Helfer so lustig davongesprungen, wenn nicht auch aus seinem Heft ein Klecks, vielleicht ein alter, vielleicht der einzige, verschwunden wäre?

(Fortsetzung folgt.)

An den Zürichsee.

O Heimatsee, du heller Sichelschwung,
Wie ein Kristall im blühnden Uferkranz!
Dein heitres Antlitz lacht uns ewig jung
Und füllt das Tal mit mildem Silberglanz.

Ihr weißen Dörfer, schmuckvoll aufgereiht,
Ihr Rebenhügel, grüner Obstbaumwald,
Ihr stolzen Türme rings..., wie grüßt ihr weit
Und frei ins Land und ohne Hinterhalt!

Ihr stillen Auen, wo das Heimweh lauscht,
Der Efeu sich um alte Mauern rankt;
Verträumte Buchten, wo die Pappel rauscht,
Die Heckenrose am Gestade prangt...

O schöne Heimat, sieh uns all vereint
In Frieden deine Gärten zu bebaun,
Solang die Sonne unsern Tagen scheint,
Und dich zu schützen vor des Krieges Graun!

Du blauer Himmel überm Zürichsee
Laß immer wohnen hier ein stark Geschlecht,
Das frei den Blick erhebt zum ewgen Schnee
Und hochhält Heimatsinn und Heimatrecht!

Jakob Bolli.

Erinnerungen an den Zürichsee.

Von Ernst Eschmann*.

Der Zürichsee gehört zum Bestand meiner glücklichen Jugendzeit. Wenn ich mich der herrlichen Tage entsinne, die ich auf unserem Heimwesen über Richterswil verbracht, wenn ich an den erwachenden Frühling mit seinen bunten Wiesen denke, an die Sommertage, die mir der nahe Wald geschenkt, an den farbigen Herbst mit dem Segen seiner Früchte und an die rassigen weißen Winter, die immer vom November bis in den März hinein dauerten, dann schimmert stets auch der Spiegel des Sees in meine Bilder. Nicht daß ich ihm den Wert beigelegt hätte, den ich ihm heute gebe, aber er war doch, ohne daß ich es merkte, der stille Mitspieler, der leuchtende Vordergrund auf der Bühne des Lebens, die mir zum Tummelplatz geworden war.

Die Bilder wurden von meinen hungrigen Augen aufgefangen, sie prägten sich ein, und je mehr sie Zeit hatten, in meinem Herzen Wohnung zu nehmen, um so schöner, um so lebendiger wurden sie. Erst heute, da ich schon in die mittleren Jahre gekommen, geben sie den hellsten Schein, und ich freue mich ihrer als eines Juwels, dessen ideelle Werte nicht abzuschätzen sind.

Wann mir der See zum erstenmal so recht zum

* Aus dem Buche: „Der schöne Kanton Zürich". Verlag Rascher & Co., Zürich.

Bewußtsein gekommen ist? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur an ein paar festliche Tage, in denen er mich schon früh gefesselt hatte.

O die seligen Wochen des erwachenden Frühlings! Mit dem ersten Strahl der Sonne sprang ich hinaus auf die Wiesen und suchte Blumen mit meiner Gespielin aus dem Nachbarhaus. Wir sammelten um die Wette und ruhten nicht, bis unsere Hände voll waren, so voll, daß wir die Sträuße kaum fassen konnten. Wir hielten inne und schauten uns um. Aus der Ferne winkte der weiße Glärnisch. Vom Dorfe herauf lachte der blaue See.

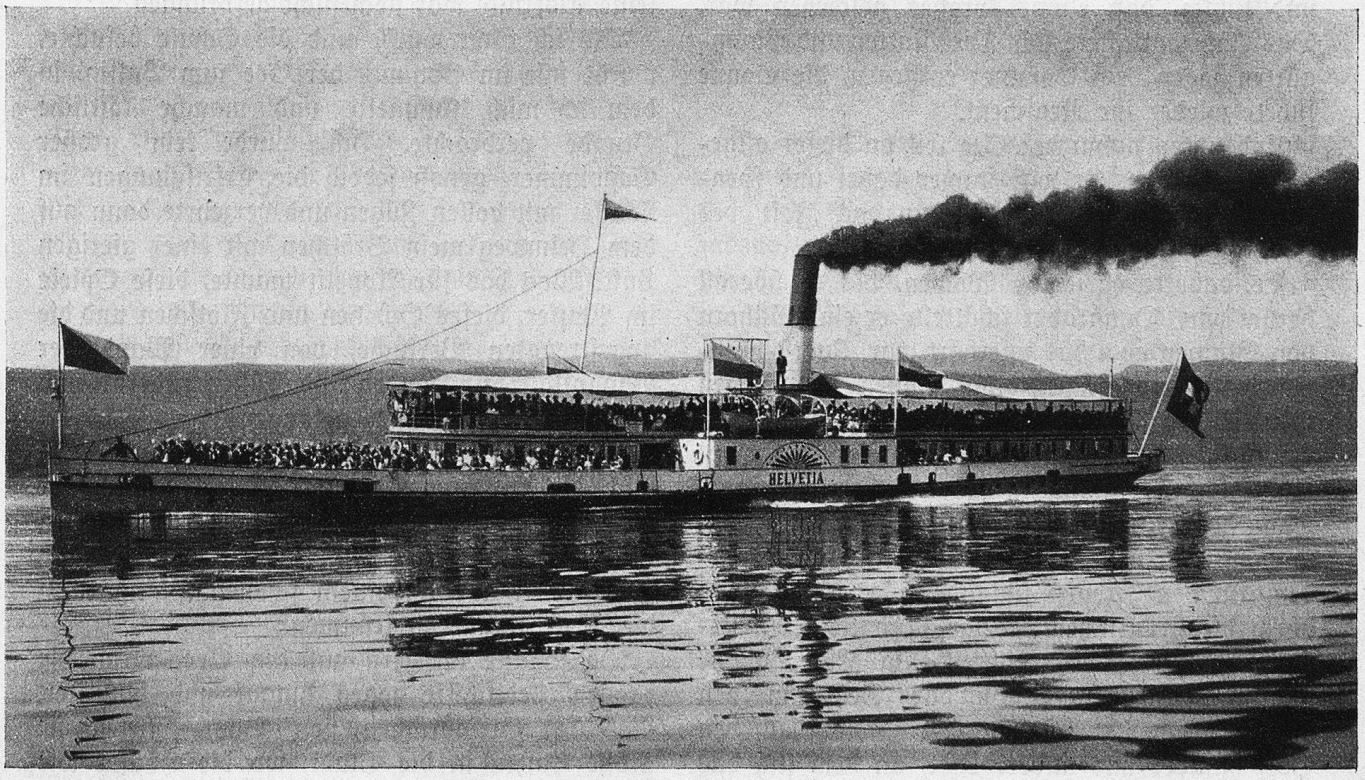
Und ein früher Ostertag lebt noch in mir, so schön und köstlich, daß ich von ihm ein paar Worte sagen muß. Ich mochte drei oder vier Jahre zählen. Ich trat auf die Zinne neben der Stube. Ich war sonntäglich gestiefelt und gespornt. Kein Wölklein stand am Himmel. Aus der Tiefe herauf läuteten die Glocken. Meine Eltern waren zur Kirche gegangen. Mit unserer alten Magd Marie, auf deren Rücken ich so manchen fröhlichen Ritt getan, wenn sie auf den Knien die Böden fegte, war ich allein zu Hause. Die Knechte werkten im Stall. Ich half in der Küche, holte Scheiter von der „Winde" und trug Sorge, daß das Feuer unter dem brotzelnden Braten nicht auslöschte. Zwischenhinein suchte ich unten im Garten, im niedern Buchs, der die Blumenbeetlein einrahmte, ein paar Ostereier.

Was waren für köstliche Stücke darunter! Nicht weiß, nicht rot, nicht blau waren sie. Die Wiesen hatten ihre ersten Gräser und Blumen hergegeben, Zwiebeln ihre Schalen und braunen Töne. Und so hatten die Eier ein Röcklein bekommen, das bunte, ja ganz verwirrende Zeichnungen trug. Blattformen und Blütenblätter aller Art, ein halbes Gärtchen vermochte ich auf den Ovalen zu erkennen, und sie strömten einen spiegelnden Glanz aus, daß ich kaum fertig wurde, die Kunstgebilde, die Werklein meiner Mutter, zu bewundern.

Aber jetzt wurde ich unversehens von neuen Bildern überrascht.

„Der Springbrunnen läuft, der Springbrunnen! Hast du ihn gesehen?" rief Marie.

Ich rannte wieder hinaus auf die Zinne. Und wirklich, unten am Ufer des Sees schoß ein mächtiger Strahl empor. Höher und immer höher stieg er. Fächerartig fielen die Wasser zurück, und die Sonne beglänzte den fliegenden Staub der Tropfen. Und noch etwas anderes war da: ein Schiff mit bunten Wimpeln, und der gute Nordwind trug ein paar verwehte Klänge der Musiker herauf, die die Fahrt mitmachten. Die gelben Trompeten und Posaunen blitzten herauf.



Salondampfer „Helvetia".

Zürichseeschwäne. Phot. Otto Schubert, Horgen.

Das war Frühlingsanfang auf dem See. Ich geriet in fiebrige Aufregung. Jubelnd hüpfte ich auf der Zinne umher, ich klatschte in die Hände und fühlte, daß etwas Großes geschehen war. Das Jahr entfaltete sich. Die Matten und Baumgärten zogen dem Sommer entgegen, die Sonne führte wieder ihr Regiment.

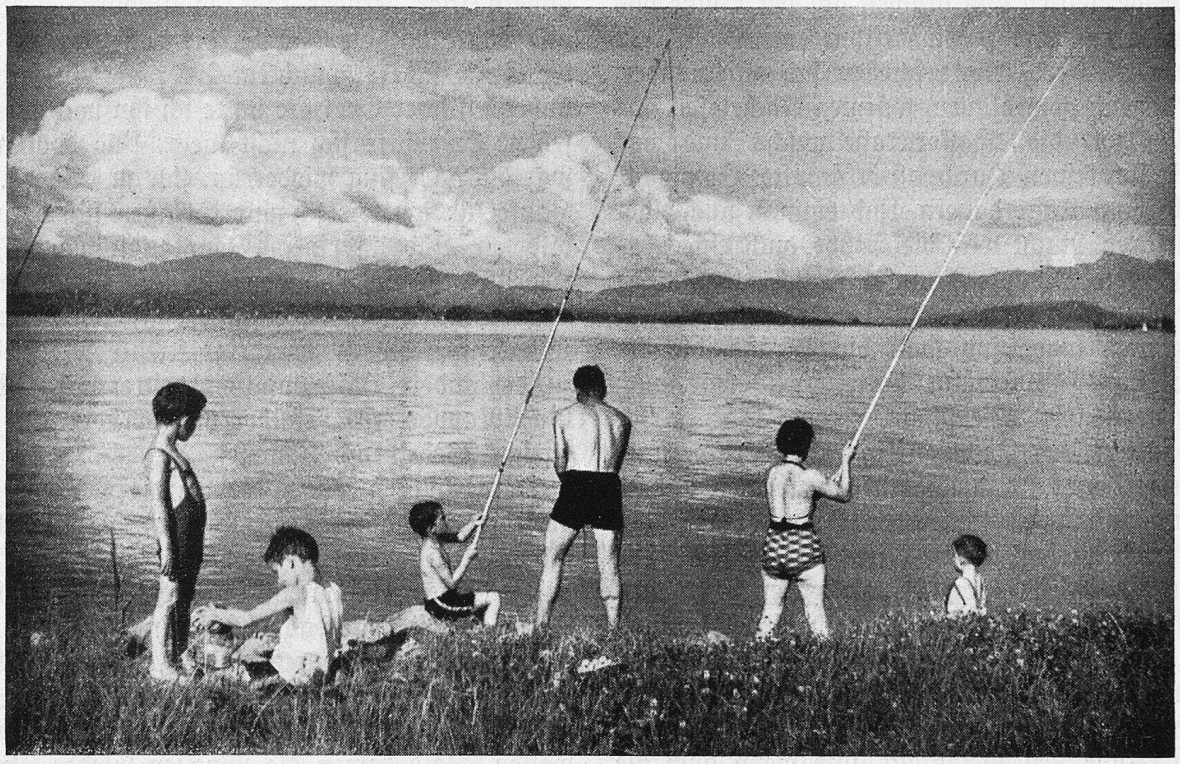
Und unten nahm der See teil an dieser allgemeinen Freude. Er war immer dabei und spendete eine besondere Gabe, wenn das Fest des Frühlings sich ereignete.

Es dauerte ein paar Wochen, bis er überall herum war. Dann aber schüttelte er ein Füllhorn von Blumen aus, das unerhört war. Zuerst blühten die Kirschbäume, dann kamen die weißen Birnenblüten an die Reihe und zwischendurch der rötliche Apfelblust. Da schien mir unser Garten klein und nichtig zu sein, denn der ganze Hang herauf, unser Gut und die Heimwesen über uns, sie waren ein einziger großer Park geworden. In den Kronen schimmerte es weiß, und durch die bräutlichen Zweige summten die Bienen und suchten den ersten Honig. Eine Wonne war es, durch das buschigvolle Geäst in den blauen Himmel zu schauen oder hinunter auf den See, hinüber ans andere Ufer, an dem sich das gleiche Wunder erfüllte, immer höher hinauf bis auf den breiten Rücken des Pfannenstiels oder den Bergen zu, die noch die weiße Winterkappe trugen. Das Brenelisgärtli hatte wohl Licht, aber seine Eiskruste war noch nicht gesprungen.

Als ich älter wurde und die Schule besuchte, wurde mir im Sommer der See zum Bassin, in dem ich mich tummelte und manche köstliche Stunde verbrachte. Ich wurde kein großer Schwimmer, genoß jedoch die Erfrischungen im Wasser mit vollen Zügen und verzehrte dann auf dem Heimweg mein Brötchen mit einer gierigen Lust. Was das für Appetit machte, diese Spiele im Wasser, dieses Spritzen und Flotschen und die angestrengten Versuche, von einer Wand der Badanstalt mit Händen und Füßen rudernd und schlagend zur andern zu gelangen!

Und müde machte dieses Treiben auch. Da mich die Eltern gewähren ließen und nach der Schule nicht mit schweren landwirtschaftlichen Arbeiten belasteten, fehlte es nicht an Zeit, mich auszuruhen und an einem schönen Plätzchen in die Welt hinaus zu träumen.

Da schaute ich gern auf den See. Denn die großen Ledischiffe zogen hinauf und hinunter. Aus den Steinbrüchen von Bäch führten sie große Lasten in die Stadt, wo die Häuser wie Pilze aus dem Boden schossen, und langsam und



Sonntagsfischer am Zürichsee. Blick nach der Insel Ufenau. Phot Otto Schubert, Horgen.

guter Dinge kehrten die Schiffleute zurück, um neue Frachten zu verladen. Oft verfolgte ich die wackern Männer unten am Ufer, wie unermüdlich und gleichmäßig sie die langen Ruder führten. Sie schritten auf den Brettern bedächtig auf und ab, immer und immer wieder, jetzt vorwärts, jetzt zurück, und dabei schlich das große Schiff gemächlich dahin. Der einzige Helfer war der Wind. Wenn er just die gute Richtung einschlug, zogen die Schiffer die hohen weißen Segel auf. Sie wurden gebläht, und nun hatten die Ruderer gewonnenes Spiel. Denn der Luftzug war stärker als sie alle zusammen, und flinker steuerten sie dem ersehnten Hafen zu.

Auch von oben herunter war es schön, diesen prallen Segeln zuzusehen. Wie Riesenvögel waren sie anzuschauen, und die schneeweißen Tücher spiegelten sich im blauen Wasser.

Die Poesie dieser schimmernden Ledinen ist heute vorbei. Keine Segel werden mehr gehißt. Die Männer rudern nicht mehr. Unterm grauen Verschlag des Schiffes rattert der Motor. Es ist ein eintöniges Lied. Wohl ist die Zeit gekürzt, und mancher Schweißtropfen wird erspart. Neue Erfindungen haben den zähen Schiffleuten die Ruder aus der Hand genommen. Sind sie glücklicher geworden? Wenn wir sie fragten, sie müßten sich wohl erst besinnen.

Statt dieser großen Segel sind inzwischen die kleinen gekommen. Die Jugend hat sich eine Kunst daraus gemacht, mit dem Wind zu fahren und sich treiben zu lassen. So flitzen heute die spitzen, eleganten Flügel über den See, spielen mit der Gefahr und freuen sich, im Kampf mit Wind und Wellen Meister zu bleiben.

*

So belebte der See meine Tage. Immer war er dabei. Immer schaute er herauf als großmächtiges Auge, jetzt freundlich lächelnd und einladend, manchmal auch finster, wenn die Schatten der Wolken über ihn hinhuschten. In den feuchten Novemberwochen verlor er oft seine gute Laune, und gegen Weihnachten fing er an zu dampfen. Einmal wollte es gar nicht mehr aufhören mit diesem schwelenden Rauche. Unter der Schuljugend gingen allerlei Gerüchte um, und eines Morgens wurde das Gemunkel zur Wahrheit. Der See war gefroren. Eine dünne Schicht kristallklaren Eises deckte die weite Fläche. Ich wußte nicht, ob ich mich freuen oder grämen sollte. Denn alles Leben war erstorben. Wo unlängst noch sachte Wellchen aufschimmerten und die Sonne sie mit einem goldenen Glanz berührte, war alle Bewegung erstorben, wie ein erschlagener Riese lag der See da. Die Schiffe jedoch glaubten ihm nicht. Sie fuhren sachte aus

der Habe, teilten und brachen mit der Spitze das klirrende Eis und zogen weithin eine Bahn dem andern Ufer zu. Blöcke schoben sich aufeinander, und daheim vom blauen, warmen Kachelofen aus sah ich, wie die Wasserstraße wuchs und das Schiff sich seinen Durchpaß erkämpfte. So mochte es ein paar Tage dauern. Und einmal, nach einer sternklaren Nacht war die Mühe auch eines beträchtlichen Dampfers umsonst, sich einen Weg zu erzwingen. Das große Tor war geschlossen. Aber noch lange sah man die Straße, die der letzte Kurs aufgewühlt hatte. Jetzt war auch diese verriegelt. Wie lange?

Das Erlebnis bleibt mir in treuer Erinnerung. Andern Tages stand ich mit der übrigen Schuljugend und mit staunender Bewunderung am Ufer und versuchte die Härte des Eises. Die ersten Waghälse jauchzten und lockten schon weit draußen auf der offenen Fläche, allen Warnungen und Verboten zum Trotz, die die vorsorglichen Behörden erlassen hatten. Und wirklich, sie hatten diesmal unrecht. Denn das Eis war schon etliche Zentimeter dick, und wenn auch hie und da ein Krachen wie ein spitzer Donner sich ins Endlose zog, wenn ein hohles Heulen vom andern Ufer herüber kam, man wurde herzhaft und baute auf die Nächte, die von Tag zu Tag die Decke sicherer machten. Was für ein seltsam unbegreiflicher See! So hatte ich ihn noch nie gesehen. Er rührte sich nicht mehr. Und doch, was war das? Er fing wieder an, sich zu beleben. Zu Hause sah ich, wie schmale Straßen sich herausbildeten. Und an einem Sonntag schien es, als bewegte sich ein Zug von Ameisen von Ufer zu Ufer. Bald waren es etwa drei Züge, die leicht zu erkennen waren. Der eine strebte Männedorf zu, der andere Stäfa, und ein dritter nahm Richtung Rapperswil. Hinüber und herüber war ein eifriges Gehen und Kommen.

Dann folgten Tage, die wärmer waren. Unversehens begann es zu schneien. Ein sachtes Schäumlein wurde auf die blanke Decke des Sees gelegt. Das Schäumlein wurde zu einem soliden Gewebe, bald war das dichte Linnen fertig, und jetzt hatte der See noch einmal ein neues Aussehen bekommen. Jetzt war er ganz gestorben. Er war verstummt und schien nie mehr erwachen zu wollen. Bald kamen die Ameisen wieder. Zuerst tasteten sie mehr, als daß sie frisch-fröhlich ihres Weges zogen, und als die ersten den Bann ge-

Morgenstimmung am Zürichsee.

brochen hatten, folgten die nächsten, und immer mehr.

Du hast ja auch so deine Schönheit gehabt, du schlummernder Riese, und der Reiz des Ungewohnten kam dir zugute. Wahrlich, du hast einmal andere Saiten aufgezogen. Du hast dich völlig verwandelt und es wochenlang geduldet, daß Roß und Reiter, Schlitten und Fuhrwerke aller Art sich auf deinem Rücken tummelten. Du hast es nicht verwehrt, daß sich Hunderte an einem Platze zusammenrotteten, sangen und tanzten und ein regelrechtes Winterfest abhielten. Marronibrater haben ihr Öfelein geheizt, Metzgerburschen ihre heißen Würste verkauft, und erst um die Fastnachtzeit herum hast du dich besonnen und aufgerafft: nein, so kann es nicht weitergehen!

Eines Tages fegte der Föhn daher und lockerte alle Riegel. Das Eis wurde eine sulzige Masse, die Sonne half nach, und alsobald quoll das erste Wässerlein durch eine Spalte empor. Der Frühling beklopfte mit Macht an Ecken und Enden das späte Eis, zerriß mit einem jähen Rucke das Linnen und zauberte die blauen Wasser hervor. Die Schiffe zogen wieder ihre Bahn. Man atmete auf und begrüßte dich wieder, du leuchtender See, da du dem Leben neu geschenkt warst.

Das winterliche Abenteuer war ungewöhnlich. Aber der Frühling, der sich jetzt ringsum an allen Ufern festsetzte, trug doch den Sieg davon. Wenn seine Fähnlein dem See entlang flattern, trägt er den schönsten Schmuck.

Frühling am Zürichsee! Kein Sänger singt ein schöneres Lied.

Die Jahre gingen. Der See ist mir treu geblieben. Ich fuhr in die Stadt in die Schule. Eine volle Stunde dauerte die Fahrt, am Morgen und am Abend. Ich sah das Erwachen am See, ich erlebte das Eindunkeln, und da kein Tag wie der andere ist und die Jahreszeiten wechseln mit ihren Tönungen und Farbenspielen, lernte ich den See von Grund seines Wesens kennen. Und doch, er weiß mich noch immer zu packen. Denn der ewig Veränderliche überrascht mit immer neuen Einfällen. Wie die Wolken, die heute nicht sind wie gestern. Sie wandeln sich von Stunde zu Stunde, und kaum einmal kehrt eine ähnliche wieder.

De Schönewirt.

Es Inseli!
De Schönewirt!
Rund wie=n en Ankeballe.
Es Wunder. Wie=n es Wunder schön
In See vum Himmel gfalle.

Ja gschau's nu rächt!
Lueg um und um:
Paar Bäumli und es Hüsli.
Kä Seel, wo=n ame Chummer zehrt,
Churzum, es Paradiesli!

Es Liedli tönt.
Zum Schilf us chund's.
Es singt uf alle Site.
Isch Chrieg ä i der ganze Wält,
Bi mir, bi mir isch Fride.

Nu öppe ziehd
Es Schiff verbi,
Es Schwälbli zökled neime.
„Chumm mit, chumm mit!" — "Es glust mi nüd.
I blibe gern diheime."

O wänn i son
Es Inseli wüßt,
Wo=n i mis Glück chönnt hebe,
Wo 's Herz chönnt gruebe Tag und Nacht,
Das wär es Herreläbe!

Ernst Eschmann

Der Schatzgräber.

Von Fritz Skowronnek.

Ein richtiges Spukhaus war es, das der junge Lehrer Franz Willner auf seiner ersten Stelle beziehen mußte, ein uraltes Herrenhaus, das bei der Aufteilung der Begüterung übriggeblieben war, weil niemand es kaufen wollte. Weit abseits von den Wirtschaftsgebäuden lag es mitten in einem großen, ganz verwahrlosten Park. Nun hatte es die Gemeinde gemietet, weil das Schulhaus wegen Baufälligkeit geschlossen werden mußte. Der junge Lehrer war ein aufgeklärter